



MARICA BODROŽIĆ

MYSTISCHE FAUNA

Von der Liebe
der Tiere

Matthes & Seitz Berlin

I

SCHWELLEN- ERLEBNISSE

Die Tiere sind dort, wo die Menschen nicht sind. Ihre Erde ist unsere Erinnerung geworden. Die Gegenwart übt deshalb in mir die Sehnsucht nach Verbindung. Das überzeitliche Gedächtnis, jenes hoch in die Träume aufschwingende Gebiet der Bilder, hat mich nicht vergessen. Es webt mich gemeinsam in die Schichten, Falten und Täler des Lebens ein. Im kostbaren Verbund mit den Tieren erzählt es mir damit auch mein eigenes Sein und zeigt, dass ich als Landschaft in Landschaft eingebettet bin, vielfach geschichtetes Gewebe von Zeit und Raum. In einer lauter werdenden Welt reduziert sich unsere kollektive Wahrnehmung von Leben mehr und mehr auf einen kühlen Singular. Doch die verflochtenen Beziehungen aller Lebewesen sind nie aus der Welt verschwunden, sie haben nur keinen Platz mehr in unserem Kopf. Das Leid der Tiere erinnert mich am schmerzlichsten daran, dass nichts voneinander getrennt ist. In einem durchgetakteten Alltag, der ein auf Effizienz ausgerichtetes Denken aufzeigt, erscheint in unserer Kultur die künstlich von den Tieren und der Natur abgetrennte Wirklichkeit als die einzig mögliche. So aber machen wir uns selbst zu Handlangern unserer gekaperten Empfindungswelt, die, dieserart

geleugnet, nicht mehr in unsere Sprache vordringen kann, um einem mehrspurigen Fühlen und Denken zuzuarbeiten. Die Tiere meines Lebens haben in mir das überzeitliche und in Verbindungslinien aufgebaute Gedächtnis vor dem Vergessen beschützt. Pferde, Esel und Kühe, Katzen, Hunde und Schafe haben mich mit der Wärme ihres Atems und mit ihrer bedingungslosen Anwesenheit auf der Seite des Lebens gehalten, als die nächsten Menschen mich im Stich gelassen haben.

Ich wuchs bis zu meinem neunten Lebensjahr ohne Eltern auf. War ich allein? Nein, ich hatte erwachsene Menschen an meiner Seite, aber sie waren nicht auf die Weise der Tiere von Anfang an bei mir. Schon seit vielen Jahren drängen die Tiere deshalb in meine Sprache und wollen als »Behältnisse des Vergessenen«, so eine Formulierung von Walter Benjamin, aus dem Schatten der Welt herausreten und in meine Gegenwart hineinsprechen. Das Unendliche denkt in Verbindungslinien. Die Tiere haben für mich darin einen festen Platz. Ich bin bereit, mitzudenken, ins Offene zu gehen, dem Unendlichen ein Boot zu bauen. Die Tiere sind Anwesenheit im Zeitlosen. Sie sind Teil einer universalen, keiner beliebig manipulierbaren Kraft, und mit Ehrfurcht schaue ich an dieser Quelle des Lebens entlang zurück in meine Kinderzeit, hinein ins Jetzt und nach vorne in eine Zukunft, die mich kennt, ohne mir gleich zu erzählen, wer ich einmal gewesen sein werde, wenn ich diese Reise ins innerste Reich der Tiere und in mein eigenes Zentrum vollzogen habe. Wohin auch immer ich sehe, die Anwesenheit der Tiere sieht dabei zurück, tastet mich ab

und sagt: Du bist, weil ich bin, und ich bin, weil du bist, wir sind eine Sprache.

Die Sprache will zunächst nichts dafür haben und sorgt sich nicht um Besitzverhältnisse. So ist auch die Identität keine Sache des Habens, sondern eine des Fließens, eine des Gewendetwerdens und des daraus entstehenden neuen Schauens. Die Sprache ist meine Lehrerin im Zustand der Spiegelungen, sie ist ein Bergsee, in dem nichts voneinander getrennt ist, Obenunten, Untenoben, Hierdort, Dorthier. Alles in der Natur spricht als das Nicht-zu-Vereinnahmende. Auch dann, wenn wir es vereinnahmen und in Besitz verwandeln. Die Tiere erzählen mir von diesem mystischen Paradoxon. Und wenn es mir gelingt, in Ruhe wirken zu lassen, was sie mir wortlos sagen, kann ich anders atmen. Wenn ich anders atmen kann, berührt mich Wissen. Das Wissen in mir lenkt meine Aufmerksamkeit zu einem frühen Sommermorgen meiner dalmatinischen Kindheit im Karst. Wieder einmal hatte ich im Hinterland die Kühe zur Weide getrieben. Das Dorf lag still in der Ebene. Kaum jemand war wach. Die Kühe hatten mich erwartet, und ich sah nicht nur das, sondern auch, dass sie mich mit ihrem Körper sehr genau wahrnahmen. Sie lasen mich wie ein Buch und reagierten auf jede innere kleine Regung, auch auf jeden Gedanken, der in mir aufstieg. Ohne dass ich etwas aussprach, hatten sie es schon erfasst. Ihre Augen hatten eine Tiefe, die mir auch schon bei einigen Menschen im Dorf begegnet war, aber seltener. Die Blicke der Tiere zeugten von einer Unverstelltheit, die für mich bis heute das Unzerstörbare ist und nach der ich mich in allen Begegnungen sehne. Noch nicht

wehrhaft geworden in der Welt der logischen Argumente und Unterscheidungen in wertvolles und weniger wertvolles Leben, wurde meine Kindheit eine Einübung in die Liebe der Tiere. Das allumfassend Gegenwärtige, das aus ihren Augen unmittelbar direkt in mein Kinderherz sprach, lehrte mich, eine andere Wirklichkeit in mir selbst wahrzunehmen.

Mir fiel damals schon auf, dass die Menschen immer von ihrer Liebe zu den Tieren reden. Zeitgleich aber wurde mir eine andere Blickrichtung zuteil, die ich in der Liebe der Tiere spürte. Die Liebe eines Pferdes etwa ist von so feiner Präsenz, dass sie alles vibrieren lässt und im Zeitlosen aufhebt. Sie ist Verwobenheit von Wind, Körper und Blick, Wärme, Anwesenheit und Aura und fordert regelrecht die unbedingte Umkehrung der Liebesblickweisen ein. Was uns in der Kindheit als Raum der Verschmelzung begegnet, gerät mit der Zeit unter die Belagerung einer inneren Zementschicht der Logik. Der kulturelle Zwang, nur dieses Logische, nur das den äußeren Sinnen Zugängliche und rational Erklärbare als die einzige Wirklichkeitsform gelten zu lassen, entwickelt starke Sogkräfte, die in uns darauf beharren, die einzig mögliche Realität zu sein. Wer aber einmal den Blick der Tiere als lebendige Mitteilung und bedingungslose Anwesenheit erlebt hat, der wird immer wieder in sich selbst an diese andere Art zu leben erinnert werden. Diese Erinnerung ist schon ein Gespräch mit dem Lebendigen.

Angesichts der eigenen Ausgesetztheit und Verletzlichkeit führt mich der Austausch mit dem zeitgleich Sichtbaren und Unsichtbaren in tiefsten Momenten der Verbindung zum Nachdenken über drei Fragen: Was ist Leben? Wie teilt

es sich mit? Und was macht mein Selbst darin aus? Diese drei Fragen sind drei Tore, die sich in mir im Laufe der Zeit von allein erbaut haben, vor allem in Momenten, in denen ich Gewalt erlebt oder bezeugt habe. Ich habe dabei auch in größter Erschütterung gesehen, dass die Gewalt nie die tiefste Schicht des Lebens übermalen und die Präsenz des Lebens nie vollständig ausgelöscht werden kann. Als Kind musste ich viele Male sehen, was Menschen Tieren antun können. Und ich habe später als Heranwachsende erlebt, dass sie bereit sind, das Gleiche den Menschen anzutun. Um von diesen Schwellenerlebnissen erzählen zu können, muss ich zu den Bildern der Kindheit reisen, die lange in mir eingefroren waren und die mir jetzt, vom durchdrungenen Leid der Tiere kommend, mein eigenes Leben erzählen. Auch berichten mir die Tiere dabei von meinen ersten inneren Konflikten. Sie zeigen zum einen den einst lebendig erfahrenen Atem der Tiere, aber machen mich auch auf meine eigene Eingebundenheit aufmerksam, wenn es etwa um ihren Körper ging, der als Wurst auf meinem Teller landete. Wissen und Gewissen brauchen lange, um sich als Entschiedenheit abzusenken. Jeder Mensch hat dabei einen eigenen Weg und er ist dieser Weg. Jenseits von Bewertungen erscheint es mir wichtig, aufrichtig mich selbst im Zustand des Fragens und der sichtbar gewordenen Spiegelungen zu sehen, die oszillierenden Sprünge im Geist, die Bedrückung und den Druck im eigenen Körper zu verstehen. All das damit Erkannte gilt nur mir selbst, denn ich möchte niemanden verurteilen, der beispielsweise Fleisch isst – es könnte auch mir widerfahren. Die Wahrheit im Singular gibt es nicht. Doch es gibt Erzäh-

lungen und Geschichten unseres Lebens, die sich ein Haus in der Literatur wie in unserer Seele bauen können. Meine Hinwendung zur Liebe der Tiere ist ein Betreten und Bauen der Räume, die dieses Haus ausmachen und eine Initiation ins verbindende Sehen sind.

Ich erinnere mich genau an die vielen unruhigen Tage, an denen die Vorbereitungen für die Schlachtung der Tiere alles auf unserem Hof bestimmten. Die Schweine zum Beispiel wussten, dass sie getötet werden würden. Die Nacht zuvor bewegten sie sich im Stall voller Unruhe umher. Ich hörte durch die Dunkelheit ihre Angst und wurde von ihrer Rastlosigkeit erfasst. Damals lernte ich, dass nicht nur die Tiere, sondern auch wir Menschen auf weite Entfernungen hören können. Bis in die frühen Morgenstunden konnte ich nicht einschlafen, weil ich diese Sprache der Bedrängung verstand, diese tonalen Botschaften lebender Wesen, die um ihren eigenen Tod wussten. Wenn im Herbst als Erstes die Schweine mit dem Schlachten dran waren, hörte ich die ganze vorherige Nacht ihr Heulen und Kratzen an der Stalltür. Das legte sich als Not auf meine Lungen. Das Ein- und Ausatmen fiel mir schwer, wie es wohl auch allen Tieren ging, die zur Schlachtung vorgesehen waren. Aber auch den anderen, die noch leben durften, wird es ähnlich ergangen sein wie mir. Über einen langen Zeitraum hinweg hatte ich den Schweinen mit meinem Großvater mehrmals am Tag das Futter gebracht. Wir hatten es mitten auf dem Hof aus Gemüseresten auf offenem Feuer in einem riesigen Blechtopf gekocht, in dem jetzt die großen Messer lagen. Vor den Schlachtungen besorgte Großvater kiloweise grobkörniges,

in braunen Säcken verpacktes Salz und baute Holztröge, in denen später die toten Tiere eingesalzen wurden und wie in einem Sarg lagen, trostlos bleich und so unbeweglich, als hätten sie nie gelebt. Tagelang roch ich noch die mit einem Feuerzeug versengten Haare der Tiere. Ihr Blut klebte mir lange unter den Nägeln. Die Freundschaft war vorbei. Die Augen, die mich monatelang angeschaut hatten, leuchteten nicht mehr. Jetzt wurden die Tiere zu Fleisch verarbeitet und ich musste mitmachen. Ich kam nicht auf den Gedanken, mich dagegen zu wehren. Später, als meine Verwandten lachend am Tisch saßen und die Augen der Tiere in der Suppe aßen, zitterte ich am ganzen Körper.

Großvater rief immer nach mir, wenn das Lavabo zum Einsatz kam. Meine Aufgabe war es, darin das frische Blut der Tiere aufzufangen. Vorher musste ich das Lavabo gut reinigen, mit heißem Wasser ausspülen, das ich eigens dafür aus der Zisterne holte und auf dem Herd aufkochte, da wir kein fließend Wasser hatten. Für außerordentliche Sauberkeit zu sorgen, wurde mir überantwortet. Die Blutwurst musste gelingen. Ich sehe, wenn ich daran zurückdenke, noch immer den Dampf vor mir, der von den Tierleibern in die herbstliche Luft entwich. An die roten Blutspritzer auf meinen Schuhen kann ich mich auch noch erinnern. Das Rot ging wochenlang nicht mehr weg und sprach zu mir von der Überwältigung, die nötig war, damit dieses Rot aus dem Inneren der Tiere das Äußere der Welt und meine Schuhe beschriften konnte, wie ein Maler ein Gemälde malt. Die Tiere ließen sich nicht einfach so töten. Sie wehrten sich, sie kämpften, sie stemmten sich mit der ganzen Wucht gegen

den Tod, ihre Körper wollten leben. Mehrere Männer waren aus dem Dorf gekommen, um Großvater zu helfen. Sie alle hatten ihre eigenen Schlachtermesser mitgebracht und hielten sie bei ihrer Ankunft waffengleich in den Händen. Die Messer waren sehr lang. In meiner Erinnerung leuchten sie wie gefährliche Schwerter, die die Luft in eisige Schnittstellen des Todes einteilten, bevor sie sich an die Arbeit mit den Tierleibern machten. Zwei Männer hielten die Schweine an den Vorderbeinen, zwei an den Hinterbeinen fest und schwenkten sie dann zeitgleich mit einem Ruck zur Seite. Kaum lag das Tier auf der Erde, versuchte es sogleich, sich wieder aufzurichten, und wurde wieder umgeschmissen. Das ging eine lange, lange Zeit so. Ein Aufprall folgte auf den nächsten, bis irgendetwas im Körper der Tiere zermürbt wurde und sie wie zu beschließen schienen, sich nicht mehr zu wehren und sich den Männern zu ergeben. Ihr Wille starb, bevor ihre Körper sich ergaben. Die Dörfler lachten, sie riefen sich ermutigende Worte zu und knieten nun auf dem reglosen Tier, diesem entmachteten Wesen, das der Kraft der starken Männerbeine ausgesetzt und ihnen vollends ausgeliefert war. Ich stand die ganze Zeit über an der Schwelle unseres Hauses und sah mir an, wie die Tiere um ihr Leben kämpften. Meine Knie zitterten, der Schwindel nagte an mir, aber meine Augen schauten nicht weg. Ich stand wie festgefroren an der Schwelle und wurde selbst zur Schwelle, ich sah, nahm wahr und vergaß nie das Gesehene und Wahrgenommene. Es wurde Teil meines inneren Lebens. Ich hatte Schritt für Schritt gesehen und gelernt, was Töten ist. Ich hatte gesehen, wie es sich vollzog, was dafür nötig war,

damit es geschehen konnte. Damals wusste ich nicht, dass ich etwas Wichtiges für mein eigenes Leben gelernt hatte und dass mich das Gelernte eines Tages beschützen würde. Die Schwelle ist seit meiner Kindheit ein Ort des Bewusstseins. Sie verbindet mich mit meinem Wissen, aber auch mit meiner Angst, mit dem Wunsch, sich der Angst zu ergeben, das Gesehene schnell irgendwie wieder zu löschen. Doch die Schwelle selbst hat Augen. Innen und außen verbindet sie mich mit dem Gesehenen und ist deshalb ein Ort der Kraft, der Selbstermächtigung und der Möglichkeit, dem Gegebenen nicht auszuweichen. Die Schwelle ist ein Ort des Bleibens, ein Ort des Sehens, ein Ort des Fühlens. Bleiben, Sehen und Fühlen sind Wissen. Das Niedergestrecktwerden der Tiere war eine erste große Erzählung der Schwelle, eine Initiation in die Übergänge zwischen Leben und Tod, die es überall, wo Lebendiges aufeinandertrifft, zu bezeugen gibt. Später, als ich selbst Gewalt erlebt habe, konnte ich innerlich zur Schwelle gehen und von dort das Sehen noch tiefer erlernen, ohne mich selbst zu verlieren.

Als die Tiere zerteilt und für Wurst, zum Räuchern, Einfrieren oder gleich zum Kochen zurechtgeschnitten wurden, gingen mir die in ihrem Tod erlebten Blicke nicht mehr aus dem Sinn. Erstarrt stand ich vor der Haustür, Großvaters Stimme hatte mich aufgeschreckt. Schnell nahm ich das weiße Lavabo in die Hand und ging zu den hingestreckten toten Leibern der Tiere. Wie man es mir sagte, fing ich folgsam das Blut darin auf. Rot leuchtete das Lavabo nun. Mit diesem nirgendwo sonst vorhandenen Rot auf weißer Emaille vertiefte sich das neue Schwellenbewusstsein und wurde mit der Zeit

eine Einübung in ein neues Sehen. Es schien mich auf seltsame Art zu beschützen. An der Schwelle befinde ich mich seitdem innerlich sehr oft, wenn ich beispielsweise Zeugin von etwas werde, das mir missfällt, das mich bedrängt und das mein Körper als Zumutung erlebt. Selbst wenn ich nach dieser Einweihung in die Wirkkraft der Schwelle bei etwas geschwiegen habe, das mir nicht gefiel, tat ich es nicht im Einverständnis damit. Ich schwieg auf die gleiche Weise wie damals bei der Schlachtung der Tiere, schwieg, weil ich nun wusste, dass ich vorerst nichts am Gegebenen ändern konnte. Die Schwelle ist für mich bis heute ein Ort der inneren Handlung. Ich suche die Schwelle und die Schwelle findet mich. Manchmal muss auch gesprochen, muss auch mit der Stimme und mit dem eigenen Leben gehandelt werden. Doch auch das kommt für mich aus der Mitteilung der Schwelle, aus dem genauen Sehen, Eingewobensein und aus der Empfindung, die aus dem Bezeugen entstehen.

Die Blicke der sterbenden Tiere schnürten mir die Kehle zu. Auch nach der Schlachtung halfen sie mir, in einer Gegenwärtigkeit anwesend zu sein, die eine wichtige Weiche für meine Zukunft stellte. Die verschmelzende Zeit offenbarte sich mir mit den Jahren als ein Leitmotiv meiner inneren Landschaft. Selbsttätig machte sie damals auf sich aufmerksam. Auf welche Art und Weise Ambivalenz lehrreich und wichtig ist, zeigte sich mir einige Zeit nach der großen Schlachtung der Tiere und wiederholte sich Jahr um Jahr. An der Schwelle stehend hatte ich die Männer und ihre Messer verabscheut. Das warme Blut klebte mir später als eine übel riechende Erinnerung nicht nur an den Fin-

gern, sondern schien alle meine Schritte zu begleiten, und mitleidsvoll sah ich nun die noch lebenden Tiere an, deren Schicksal schon lange beschlossen war. Es war nur eine Frage der Zeit, bis auch sie sich den Menschen als Fleisch hinzugeben hatten. In diesem Erkennen brach die Welt der Einheit im Zusammenleben mit den Tieren für mich zusammen. Nichts war mehr selbstverständlich. Der Schmerz um den Verlust der Tiere blieb steter Begleiter und wurde Teil meiner Wahrnehmung, die mir von der Vergänglichkeit und den Kreisläufen des Lebens erzählte. Nie kann ich in einem Laden an einer Fleischtheke vorbeigehen und nur das Wort Fleisch denken, es denkt sich immer der Satz in mir, dass da Tiere liegen. Tote Tiere. Und ich mag den Geruch toter Tiere bis heute nicht. Wenn ich ihn rieche, gehe ich schneller, ich setze mich in Bewegung und flüchte. Mein Körper kennt das, er weiß, was zu tun ist. Und ich folge dem Impuls, den er mir zuspiziert, und gehe weg.

In der Kindheit aber landete der unaushaltbar scheinende Schmerz auch auf meinem Teller als Fleisch. Den Geruch hatte ich damals in Kauf genommen. Oder er war schneller verfliegen. Fiel es mir leichter, die Tiere zu essen, weil ich selbst beteiligt war? Aus irgendwelchen Gründen musste ich bei allem anpacken, was mit Blut und Darm zu tun hatte. Die Weichheit und Biegsamkeit der Tierreste, diese eigenartige Textur, aus der sich all das machen ließ, verwunderte mich und versetzte mich in eine erhöhte Aufmerksamkeit. Zuvor hatte ich den Darm ausgekocht und von den Überresten gesäubert. Meine Hände und ich waren die Schnittstelle zwischen dem lebenden und dem toten Tier. Das weiße

Lavabo brachte ich unzählige Male blutrot in die Küche und kam damit und mit den nun gereinigten Gedärmen zurück auf den Hof. Auf diesen Gängen zwischen Hof und Küche schrieb sich alles andere zeitgleich Stattfindende als ein großes Jetzt in mich ein. Die Wolken, der Himmel, das Gras, die Bäume, meine Schritte, jedes Geräusch, das Heulen der Hunde, die Arbeit der Vögel, die Wörter, die Zurufe der Männer, der Dampf des heißen Wassers, all das wurde Teil einer in mir sprechenden Landschaft. Anfangs hatte ich geglaubt, im Darm der Tiere ihr Essen vom Vorabend zu sehen, Maiskörner, Teile von Kartoffelschalen, Karotten und Reiskörner. Schnell aber war nun alles sauber. Doch mein Gedächtnis ließ sich nicht wegwaschen. Ich stopfte mechanisch das mit allerlei anderen Resten vermengte Blut stundenlang in die Gedärme rein. Zerhackt und mit Blut vermengt kam eine lange und dicke Wurst zustande, die den Namen *sudžuk* trug. Im Räucherschuppen hing sie bald direkt neben dem von allen begehrten Schinken und bedurfte meiner weiteren Zuwendung. So wie ich monatelang für das Füttern der Tiere zuständig war und wie ich die Würste gestopft hatte, war ich nun zuständig für das Räuchern.

Jeden Morgen machte ich Feuer und räucherte so lange das abgehängte Fleisch und die Würste aus, bis sie essbar waren. Hatte das Fleisch eine bestimmte Farbe angenommen, ließ Großvater mich wissen, dass es genießbar und das morgendliche Feuermachen an sein Ende gekommen war. Während der kleinen Abläufe bei der Räucherung des Fleisches blieb eine merkwürdige Verbindung zu den Körpern der Tiere in mir erhalten. Ich glaube, ich habe in den

ersten Tagen immer versucht, die Körperteile der Tiere in ihre ursprüngliche Gestalt zusammenzusetzen, ich weigerte mich, Schinken zu etwas zu sagen, das vorher ein Bein war. Aber irgendwann biss ich genauso hemmungslos in das geräucherte Fleisch wie Großvater und alle anderen im Dorf. Die Einverleibung der Tiere fiel mir kein bisschen schwer. Ich hatte Hunger. Die alchemistische Verwandlung des Schwellenbewusstseins ging in einen neuen Kreislauf des Seins über, der mich, solange ich nicht in die Augen der Tiere sah und die Wärme und die Freundlichkeit ihrer Körper spürte, nicht bedrückte.

Meine ganze dalmatinisch dörfliche Kindheit über bewegte ich mich zwischen diesen beiden Polen des Lebens und des Vergehens. Im Alter von neun Jahren zog ich von Dalmatien nach Hessen zu meinen Eltern. Ich aß das Fleisch der Tiere noch lange als Erwachsene, hörte aber eines Tages plötzlich damit auf, als ich von zu Hause auszog. Mein Vater hatte sich fast ausschließlich von Fleisch ernährt und meine Mutter schlachtete in unserem hessischen Badezimmer hin und wieder Hühner, wovon noch die Rede sein wird. Ich erinnerte mich an die Schlachtungen der Kindheit, die hier, in einem kleinen deutschen Badezimmer, etwas Unwirkliches an sich hatten. Nach meinem Fortgehen von zu Hause traf mein Körper eine Entscheidung, die ich nicht infrage stellte. Manchmal esse ich heute noch Fisch, selten zwar, aber nicht ohne Faszination, und im Hinblick auf meine Kindheit stelle ich fest, dass ich den Fisch am liebsten geräuchert mag. In Mecklenburg, wo ich heute mit meiner Familie viel Zeit in unserem kleinen Weiler am Rande der Seenplatte verbringe,

strömt mit dem Geruch der dörflichen Fischräuchereien der Geruch der kleinen Jahre zu mir. Und während ich durch die Endmoränenlandschaft fahre, sehe ich mich mit meinem Großvater durch die Macchiafelder ziehen, um in den nahe gelegenen Wäldern Holz zu sammeln, mit dem wir uns für die Herbst- und Wintermonate eindeckten, um die Würste und den Schinken zu räuchern. Diese Gerüche bündeln wichtige Teile meines Lebens und reichen in meiner Erinnerung in weit entfernte Räume kondensierter, mit den Tieren verbundener Zeit, die das chronologische Element in sich auflöst. In dieser Sphäre der Überzeitlichkeit sind ihre Körper stets dann in meinem Leben anwesend und sprechen zu mir, wenn ich selbst gerade etwas nicht genau sehen oder einen Schmerz nicht erinnern kann, ihn nicht zulassen kann, da noch nicht der Moment gekommen ist, um ihn in Gänze meistern zu können. Doch gibt es so etwas wie ein vorbereitendes Momentum, das meine innere Landschaft langsam weitet und wie Erde umpflügt. Ich werde dann in eine Art Garten des in mir tätigen Bewusstseins eingeschleust, und eine neue seelische Zeit des Erkennens stößt mich auf ein unbekanntes Terrain. Das führt Denken, Fühlen und Erkennen zusammen und bildet eine neue Schwelle in mir, eine neue Möglichkeit, mich selbst besser zu sehen und zu entwickeln. Von dort erkenne ich mehr und mehr die Einheit aller Vorkommnisse, die nur scheinbar unterschiedlichen Sphären entstammen. In Langsamkeit entsteht ein Sehen in Verbindungen. Es zeigt mir, wie alles miteinander in Beziehung steht und dass Zufälle eine Sprache haben, die ich entschlüsseln möchte. In einer solchen Zeit verdichteter

Mitteilungen lebte ich gerade auf La Gomera. Auf dieser vulkanischen Insel nahe der marokkanischen Küste verbrachte ich über zehn Jahre hinweg immer wieder mehrere Monate, manchmal im Winter, manchmal im Sommer. Eines Tages kam dort ein Hund in mein Leben. Er war fast schwarz und klein und hatte ein so waches Gesicht, dass ich ihn sofort liebte. An einigen wenigen Stellen hatte er weißes Fell und sah aus wie eine Landkarte, von der ich mich betrachtet fühlte. Obwohl das Tier sich bald schon als ein Mitarbeiter meiner Erinnerung entpuppte, war es und ist es immer nur es selbst gewesen. Der Hund entzog sich meinen menschlichen Deutungen und Auslegungen und dennoch konnte ich ihn nicht getrennt von mir sehen. Mehr als ein Tier war der Hund trotzdem für mich, ich nahm ihn als Verbündeten wahr, als einen mir zum richtigen Zeitpunkt zugespielten Gefährten, der mich kannte. Ich nannte ihn Inselito und er veränderte mein Leben. Mir fiel auf, dass damals Calima, der vom afrikanischen Festland kommende Saharawind, im Anflug war, er brachte roten feinen Staub mit, der sich auf alles legte. In mir stieg gleich bei der ersten Begegnung mit Inselito ein Gespür für die Herausforderung auf, in die gestellt ich mich unversehens sah. Denn als ich gefragt wurde, ob ich ein paar Wochen auf ebendiesen Hund aufpassen wollte, zögerte etwas in mir, obwohl ich es zeitgleich unbedingt machen wollte. Wieder spielte mir diese Vulkaninsel, auf der sich schon vieles für mich entschieden hatte, etwas Wichtiges zu.

In dem kleinen Dorf Lepe oberhalb von Hermigua hatte ich mit Blick auf den Berg Teide und die gegenüberliegen-

de Insel Teneriffa meine ersten Geschichten und Gedichte verfasst, die aus dem Blau des Meeres und dem Blau des Himmels meine Fingerkuppen anfunkten. Tastendes kam in Leben und Schrift hinein, begleitet vom vulkanscharzen Sand, der in seiner Schönheit im farblichen Kontrast zu der Fülle und überbordenden Schönheit der kanarischen grünen Üppigkeit und Blütenpracht stand, zu den violett-farbenen Blüten der Bananenpflanze, aus denen die prallen Früchte erst grün heranwuchsen, dann irgendwann paradiesisch goldgelb herausleuchteten. Mein erstes Buch hatte ich hier geschrieben, meine ersten eigenen Gedanken hatte ich hier formuliert, gespürt, dass ich ein freier Mensch war und andere Möglichkeiten hatte, mein Leben zu leben, als es meinen Vorfahren vergönnt war. Ebenso hatte ich hier meine ersten Versuche unternommen, in mich hineinzusehen, mich der Angst zu stellen, die seit Kindertagen in mir wohnte, mehr noch, die Generationen in mir bündelte und die mich zu einer Schnittstelle zwischen den Zeiten machte. Eine lebensverändernde Beziehung mit Carlos hatte mich das erste Mal dorthin geführt, und schon damals fiel mir auf, dass ich in einem Haus lebte, das früher die Schule des Dorfes gewesen war. Um uns herum bellten die Hunde und die Katzen streiften durch die winzig kleinen Gassen umher und sahen sich die Zugereisten besonders genau an. Der Wind, der Regen, das Meer, alles hatte ein eigenes Geräusch und eine eigene Farbe und umsäumte mich so, wie eine Mutter ihr Kind umarmt. Für mich wurden La Gomera und das Haus in Lepe eine Schule für mein eigenes Leben, und der Garten ist es bis heute, obwohl ich nun schon über